

### Liebhaber in allen Gestalten<sup>1</sup>

- 1      Ich wollt' ich wär' ein Fisch,  
         So hurtig und frisch;  
         Und kämst du zu angeln,  
         Ich würde nicht manglen.
- 5      Ich wollt', ich wär' ein Fisch,  
         So hurtig und frisch.
- Ich wollt', ich wär' ein Pferd,  
         Da wär' ich dir wert.  
         O wär' ich ein Wagen,  
10     Bequem dich zu tragen.  
         Ich wollt', ich wär' ein Pferd,  
         Da wär' ich dir wert.
- Ich wollt', ich wäre Gold,  
         Dir immer im Sold;  
15     Und tätst du was kaufen,  
         Käm' ich wieder gelaufen.  
         Ich wollt', ich wäre Gold,  
         Dir immer im Sold.
- Ich wollt', ich wär' treu,  
20     Mein Liebchen stets neu;  
         Ich wollt' mich verheißen,  
         Wollt' nimmer verreisen.  
         Ich wollt', ich wär' treu,  
         Mein Liebchen stets neu.
- 25     Ich wollt', ich wär' alt  
         Und runzlig und kalt;  
         Tätst du mir's versagen,  
         Da könnt' mich's nicht plagen.  
         Ich wollt, ich wär' alt  
30     Und runzlig und kalt.

---

<sup>1</sup> Die Entstehungs- und Publikationsgeschichte ist nicht eindeutig geklärt. Fest steht, dass Goethe den Text zum ersten Mal 1815 veröffentlicht hat (in: *Goethe's Werke. Erster Band*, Stuttgart u. Tübingen: Cotta'sche Buchhandlung 1815, S. 32-34.). Seine Entstehung wird jedoch in den frühen 1780er-Jahren vermutet (vgl. Johann Wolfgang Goethe, *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Erstes Weimarer Jahrzehnt (1775-1786)*, Bd. 2.1, hrsg. v. Hartmut Reinhardt, München 1987. 578). Die Vertonung von Zelter erschien schon 1812. Die hier zugrunde gelegte Fassung folgt der Ausgabe von Hartmut Reinhardt (ebd., S. 52-53).

Wär' ich Affe sogleich,  
 Voll neckender Streich';  
 Hätt' was dich verdrossen,  
 So macht' ich dir Possen.  
 35 Wär' ich Affe sogleich,  
 Voll neckender Streich'.

Wär' ich gut wie ein Schaf,  
 Wie der Löwe so brav;  
 Hätt' Augen wie's Lüchschchen,  
 40 Und Listen wie's Füchschchen.  
 Wär' ich gut wie ein Schaf,  
 Wie der Löwe so brav.

Was alles ich wär',  
 Das gönnt ich dir sehr;  
 45 Mit fürstlichen Gaben,  
 Du solltest mich haben.  
 Was alles ich wär',  
 Das gönnt ich dir sehr.

Doch bin ich, wie ich bin,  
 50 Und nimm mich nur hin!  
 Willst du bess're besitzen,  
 So laß dir sie schnitzen.  
 Ich bin nun, wie ich bin;  
 So nimm mich nur hin!

Goethe hat das Gedicht zum ersten Mal 1815 im ersten Band seiner *Sämtliche(n) Werke* in der Kategorie Lieder publiziert. Schon vorab bat er seinen engen Freund Carl Friedrich Zelter um eine Vertonung. Dessen Notentext erschien bereits im Jahre 1812.<sup>2</sup> Das Lied greift auf bereits bekannte Verwandlungsphantasien aus der europäischen Märchentradition und aus Volksliedern zurück. Ludwig Uhland legte 1844 verschiedene Lieder aus dem 16. Jahrhundert vor, die auch Goethe bekannt gewesen sein dürften. So eines, das zumeist zu Neujahr gesungen wurde: »Wollt' Gott, ich wär' ein kleines Vögelein [...], kleines Hechtelein [...], kleins Kätzelein [...], kleins Pferdelein [...], kleins Hundelein«. <sup>3</sup> In der jeweiligen Gestalt will

---

<sup>2</sup> Siehe Astrid Tschense: *Goethe-Gedichte in Schuberts Vertonungen. Komposition als Textinterpretation*, Hamburg 2004, S. 135.

<sup>3</sup> Ludwig Uhland (Hrsg.): *Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder mit Abhandlung und Anmerkungen. Zweiter Band: Abhandlungen* [1844], Stuttgart 1866, S. 285 f. Das Lied ist auch bereits enthalten im Nicolai'schen Almanach von 1777 und anderen Sammlungen (siehe Johann August Lehmann: *Goethes Liebe und Liebesgedichte*, Berlin 1852).

das lyrische Ich die Geliebte erreichen, wahrscheinlich gegen gesellschaftliche Widerstände und Normen, und ihr zu Diensten sein.

Wollt' Gott, ich wär' ein kleins Vögelein,  
ein kleins Waldvögelein!  
gar lieblich wollt' ich mich schwingen  
Der Lieben zum Fenster ein.

Wollt Gott, ich wär' ein kleins Hechtelein,  
ein kleins Hechtelein!  
gar lieblich wollt' ich ihr fischen  
für ihre[n] Tische.

Wollt Gott', ich wär' ein kleins Kätzelein,  
ein kleins Kätzelein!  
gar lieblich wollt' ich ihr mausen  
in ihrem Hause.

Wollt' Gott, ich wär' ein kleins Pferdelein,  
ein artlichs Zelterlein<sup>4</sup>!  
gar zartlich wollt' ich ihr traben  
zu ihrem lieben Knaben.

Wollt' Gott, ich wär' ein kleins Hundelein,  
ein kleins Hundelein!  
gar treulich wollt' ich ihr jagen,  
die Hirsche, Hünlein und Hasen.<sup>5</sup>

Goethes Variation des Themas, sein *Liebhaber in allen Gestalten*, besteht aus neun Strophen mit jeweils sechs Versen, wobei sich die Verse 1 und 5 sowie 2 und 6 in allen Strophen wiederholen, wodurch der Liedcharakter verstärkt wird. Es liegt ein Paarreim vor, mit fast durchgehend reinen Reimen. Die einzige Ausnahme bildet das Reimpaar »wär'« und »sehr« in den Versen 43 und 44. Dies bringt auch einen inhaltlichen Umbruch zum Ausdruck, denn in der achten Strophe nimmt der Liebhaber Abschied von seinen imaginierten Gestalten und betritt eine Metaebene in der Kommunikation mit dem lyrischen Du.

Das Metrum ist schwierig zu bestimmen, auch wenn es regelmäßig ist, indem z. B. alle Verse unbetont beginnen. In jedem Vers gibt es zwei Hebungen und drei (Verse 1, 3, 4, 5) bzw. (Verse 2, 5) vier Senkungen. Jeweils der erste und fünfte Vers beginnt mit zwei Senkungen, es

---

<sup>4</sup> Wahrscheinlich eine vergessene Pferderasse oder ein anderes Wort für Pferd. Nur in einzelnen Volksliedern und Sagen aus dem 16. und 17. Jahrhundert zu finden.

<sup>5</sup> Zitiert nach Uhland 1866, S. 285 f.

folgt eine Hebung, daraufhin wieder zwei Senkungen und eine Hebung (- - + - - +). Dies entspricht dem Anapäst, der eine bekräftigende und drängende Wirkung hat, was zum semantischen Gehalt dieser Verse passt, die immer einen Wunsch nach Verwandlung ausdrücken, zumindest in den ersten sieben Strophen.

Die Verse 2 und 6 beginnen jambisch mit einer Senkung und einer Hebung, es folgen zwei Senkungen und zum Abschluss eine Hebung (- + - - +), dies führt zu einer leichten Verlangsamung und Beruhigung zu Versbeginn und könnte auf die Absurdität des Wunsches hinweisen, der so ein wenig zurückgenommen wird, dann aber durch den sich anschließenden Anapäst und die männliche Kadenz wieder an Vehemenz gewinnt. Verse 3 und 4 sind ebenfalls so aufgebaut, jedoch mit einer zusätzlichen unbetonten Silbe versehen (- + - - + -); sie enden also weiblich, was wiederum zu einer Verlangsamung führt. Auffällig ist, dass dies meist mit einer erwünschten Tätigkeit einhergeht (angeln, tragen, kaufen, gelaufen, verheißen, verreisen usw.).

Das Gedicht kann in Anlehnung an mittelalterliche Minnelieder als Werbelied klassifiziert werden, in dem ein männliches lyrisches Ich die begehrte Frau direkt anspricht. Ausgehend von der Vorstellung, dass nur Personen mit idealen Eigenschaften Liebe auf sich ziehen, imaginiert sich »Der Liebhaber in allen Gestalten« gegenüber dem angesprochenen Du ironisch als perfekter Mann. Dies wird grammatikalisch durch die Verwendung des Konjunktivs II irrealis (*Ich wollt', ich wär' ...*) und inhaltlich durch die Absurdität der gewünschten vermeintlich idealen Daseinsformen deutlich. Als er selbst, so glaubt der Mann anscheinend, kann er nicht für sich werben.

Diese Idee ist tief in der Geschichte der Liebesemantik verankert. Schon in der mittelalterlichen Minne muss die besungene Frau (frouwe) von hohem Stand, schön sowie charakterlich einwandfrei und der Sänger eine ideale Verkörperung ritterlicher Tugenden sein. Im Barock wird dann ständeunabhängige Schönheit und Jugend von den Damen erwartet, die Eigenschaften des liebebeischenden Mannes bleiben diffus. Im 18. Jahrhundert gelangen eher innere Werte wie Tugend und Empfindsamkeit (Aufklärung) oder geistige Ähnlichkeit (Romantik) als Liebesauslöser in den Fokus, letztere eine zentrale Voraussetzung für wechselseitiges Verstehen.<sup>6</sup>

---

<sup>6</sup> Siehe Frank Becker u. Elke Reinhardt-Becker: *Semantiken der Liebe zwischen Kontinuität und Wandel – eine Skizze*, in: Frank Becker und Elke Reinhardt-Becker (Hrsg.): *Liebesgeschichte(n). Identität und Diversität vom 18. bis zum 21. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 2019, S. 11-25.

In insgesamt fünf Strophen wünscht sich Goethes »Liebhaber«, sich in ein Tier oder einen Gegenstand zu verwandeln, um alle Bedürfnisse der Angebeteten zu befriedigen. Als Fisch würde er dafür sorgen, dass sie keinen Mangel leiden würde (Strophe 1), als Pferd und Wagen könne er sie überall hin bringen (Strophe 2), als Gold alle materiellen Wünsche erfüllen (Strophe 3), als Affe sie belustigen (Strophe 6) und als gutes Schaf, braver<sup>7</sup> Löwe, scharfsichtiger Luchs und listiger Fuchs (Strophe 7) vereine er vermeintlich alle nur wünschenswerten Charaktereigenschaften eines idealen Mannes. Dabei ist allerdings auf der symbolischen Ebene eine deutliche Verschiebung zwischen den Strophen 1 bis 3 und 6 bis 7 zu erkennen: Stehen der Fisch für Gesundheit, Wohlbefinden und Ausgelassenheit, das (gezügelter) Pferd für die Kontrolle über die männliche Libido und das Machtverhältnis zwischen Reiter\*in und Ross sowie Gold für Liebe und Treue, so wohnt dem Affen ein anarchisches Potenzial inne, auch in sexueller Perspektive. Der »brave Löwe« ist gleichzeitig mächtig und stark, das scharfsichtige »Lüchschchen« auch hinterlistig und das »Füchschchen« neigt zum Betrug und zur Heuchelei.<sup>8</sup> Hier scheint sich der Wolf im Schafspelz zu verstecken, denn zuerst wollte der Liebhaber »gut wie ein Schaf« (V 37, 41) sein.

Auch wenn Goethe teilweise andere Tiere oder Gegenstände wählt, in die sich das lyrische Ich zu verwandeln wünscht, ist die Nähe zum bereits bekannten Volkslied noch deutlich sichtbar. Aber schon in der vierten Strophe wird das Muster durchbrochen, wenn der Liebende wünscht, er »wäre' treu« (V 19, 23). Als Voraussetzung dafür formuliert er, dass »[s]ein Liebchen stets neu« (V 20, 24) sei. Hier wird also eine Erwartung, ja geradezu eine Forderung formuliert, die vom angesprochenen Du erfüllt werden müsse. Die Geliebte habe sich selbst in eine Liebhaberin in allen Gestalten zu transformieren, um immer wieder die Liebe ihres Gegenübers zu entfachen, die an Neuheit gebunden ist. Sie müsste dem Liebenden also ähnlich sein, dürfte nicht nur Huldigungen und Dienste erwarten, sondern sich auch selbst an ihrem Gegenüber und seinen Wünschen orientieren. Wären diese Bedingungen erfüllbar, würde das sprechende Ich sich ihr »verheiß« (V 21), sich ihr versprechen, und »nimmer verreisen« (V 22). An diese Möglichkeit scheint es jedoch selbst nicht zu glauben, wenn es in der darauffolgenden Strophe 5 den Wunsch formuliert, »alt« (V 25, 29), »runzelig und kalt« (V 26, 30) zu sein, um von ihrer befürchteten Abweisung nicht »geplagt« (V 28) zu werden. Trotzdem setzt es seine Werbung in den Strophen 6 und 7 (s.o.)

---

<sup>7</sup> Brav bedeutete in der Goethezeit noch tapfer.

<sup>8</sup> Siehe die einschlägigen Artikel in Günter Butzer u. Joachim Jakob (Hrsg.): *Metzler Lexikon literarischer Symbole*, 2. erw. u. erg. Aufl., Stuttgart 2012.

unvermindert fort, um diese in der achten Strophe nochmals zu steigern, wenn er ihr »fürstliche Gaben« (V 45) in Aussicht stellt, sollte sie ihn wählen.

Nachdem der Werbende in acht Strophen einen märchenhaften Liebhaber entworfen hat, folgt der Umschwung in Strophe neun: »*Ich bin nun, wie ich bin; / So nimm mich nur hin!*« (V 49, 50, 53, 54). Hier findet die Abkehr von einer Liebe, die von Bedingungen abhängig ist, zu einer individualisierten, fast schon romantischen Liebe statt, in der das Ich, so wie es ist, im Mittelpunkt steht und aus sich selbst heraus die Liebe verdient. Goethe verweist auf das tradierte Konzept der voraussetzungsreichen Liebe, das sowohl vom Mann als auch von der Frau ideale Eigenschaften erwartet, in die Vergangenheit.

»Willst du bess're besitzen/ So laß sie dir schnitzen« (V 51, 52) ist der abschließende ironische Rat des Liebhabers. Wer einen wirklichen Menschen aus Fleisch und Blut, mit Ecken und Kanten, mit inneren und äußeren Schönheitsfehlern nicht lieben kann, dem bleibt nur der künstliche Geliebte, der nach den eigenen Vorstellungen gestaltet wird. Der Plural verdeutlicht, dass diese Liebe nie exklusiv sein kann, dass eine solche Person also auch zur Treue nie fähig, ja geradezu unersättlich wäre. Dieses Schlussbild steigert nochmals den lockeren und frischen Volksliedton.

#### **Weiterführende Literatur:**

Becker, Frank u. Elke Reinhardt-Becker: *Semantiken der Liebe zwischen Kontinuität und Wandel – eine Skizze*, in: Frank Becker und Elke Reinhardt-Becker (Hrsg.): *Liebesgeschichte(n). Identität und Diversität vom 18. bis zum 21. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 2019, S. 11-61.

Lehmann, Johann August: *Goethes Liebe und Liebesgedichte*, Berlin 1852.

Tschense, Astrid: *Goethe-Gedichte in Schuberts Vertonungen. Komposition als Textinterpretation*, Hamburg 2004.